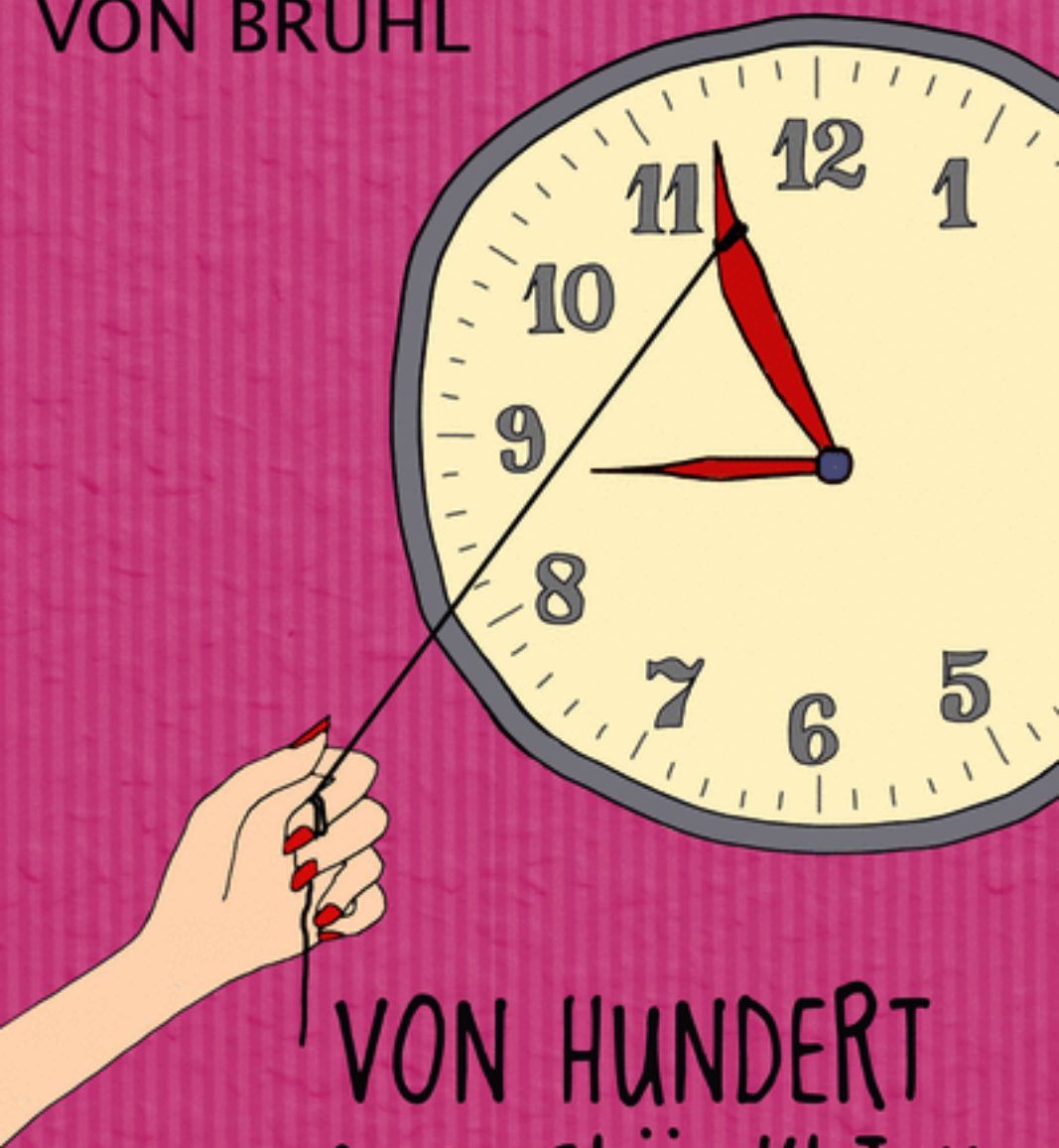


CHRISTINE GRÄFIN  
VON BRÜHL



VON HUNDERT  
AUF GLÜCKLICH

WIE ICH DIE LANGSAMKEIT  
WIEDERENTDECKTE

RL

rütten & loening

Eigentlich habe ich es zu meinem Arbeitsplatz nicht weit. Ich kann mir meine Zeit als Freiberuflerin selbst einteilen, und mein Büro ist nur zwei Straßen von meiner Wohnung entfernt. Trotzdem stürme ich jeden Morgen, sobald ich die Kinder in die Schule gebracht habe, wie von der Tarantel gestochen an meinen Schreibtisch. Ich könnte ja einen wichtigen Anruf versäumen, womöglich eine E-Mail zu spät beantworten und dann erst recht keine Zeit mehr haben, den Text, an dem ich gerade sitze, weiterzuentwickeln. Auch mit dem Fotografen muss ich sprechen, der die Porträts von mir für den Klappentext vom Buchcover und die Werbematerialien gemacht hat, und meine Website aktualisieren. Eine Zeitung hatte angefragt, ob honorarfreie Bilder zur Verfügung stünden. Die Journalistin, die den Text dazu geschrieben hatte, musste ich zurückrufen, ganz zu schweigen von den unzähligen Kleinigkeiten, die für meine Kinder zu organisieren waren. Keine Zeit, keine Zeit.

Ich renne den Weg entlang zu dem Berliner Mietshaus, in dem sich mein Büro befindet, stemme mich gegen das hohe Eingangstor aus schwerem Holz und laufe durch die Einfahrt. Mein Rücken ist verspannt, die Stirn tief in Falten gelegt, der Nacken hart wie ein Brett. Ich bin in Kampf Stimmung, noch bevor die Arbeit überhaupt begonnen hat. Durch mein Hirn rasen die Fakten, die ich in meiner Mail gleich aufzählen will. Meine Lippen formulieren lautlos das zweite Kapitel des Manuskripts, an dem ich gerade arbeite. Hinzu gesellt sich ein knurrender

Magen. Wie immer bin ich dem Irrglauben erlegen, ein Frühstück könnte ich mir angesichts meiner angespannten beruflichen Situation nicht leisten. Mehr als zwei Tassen grünlich schimmernden Kräutertees habe ich mir in der Früh nicht gegönnt. Und das alles, obwohl kein Mensch kontrolliert, ob ich die Erste am Arbeitsplatz bin. Keiner prüft nach, wie viele Stunden und zu welcher Tageszeit ich meine Tätigkeit verrichte.

Bis in das Hinterhaus, in dem sich meine Arbeitswohnung befindet, sind es nur wenige Schritte. Ich laufe die Treppen hinauf, schließe die Tür auf, renne ins Büro und stelle den Laptop auf den Schreibtisch. Hektisch setze ich in der Küche Wasser auf, gehe zurück ins Arbeitszimmer, schalte das Licht ein und setze gleichzeitig Computer, Drucker und Faxgerät in Gang. Mit Getöse starten die Maschinen. Der gerade noch so stille Raum ist plötzlich lärmefüllt.

Kaum ist der Computer hochgefahren, habe ich in meinem Adressprogramm die Telefonnummer gefunden und greife auch schon zum Hörer. Inzwischen zittern meine Hände, so unterzuckert bin ich. Allein das Geräusch des Wassers, das angefangen hat zu kochen, hält mich davon ab, gleich die Nummer zu wählen. Ich gehe in die Küche und gieße mir erst einmal einen Kaffee auf. Der wird auch meinen Hunger stillen.

Warum muss ich eigentlich immer so rasen? Warum muss ich immer die Schnellste von allen, immer an vorderster Stelle sein? Selbst wenn ich mit dem Fahrrad unterwegs bin, fahre ich, nach Möglichkeit, so schnell ich kann. Eine Ampel, die auf Gelb schaltet, ist für mich eine glatte Herausforderung. Ich verlangsame mein Tempo nicht etwa und bremse allmählich ab, sondern trete erst

recht in die Pedale. Ich möchte unbedingt noch über die Kreuzung kommen, bevor es Rot wird.

Das ist sogar meinem Mann zu viel. Er heißt Schrat, ist Künstler, und obwohl er wesentlich größer ist als ich, athletisch und kräftig gebaut, würde er sich nie so schnell fortbewegen, wie ich es tue. Erst neulich radelten wir – es war Abend und draußen längst dunkel geworden – gemeinsam zu einer Ausstellungseröffnung in der Akademie der Künste. Von Berlin-Mitte führt entlang der Spree ein malerischer Fahrradweg dorthin. Um diese Uhrzeit ist er kaum befahren. Passagierschiffe schippern ininigem Abstand auf dem Wasser vorüber, von manch einem klingt schwungvolle Musik herüber. Man kann die Menschen in den hell erleuchteten Kajüten feiern sehen. Aber ich hatte keinen Blick für solch romantische Stimmung.

»Warum um Himmels willen müssen wir so schnell fahren?«, rief Schrat mir zu.

»Was hast du gesagt?«, rief ich zurück. Tief über meinen Lenker gebeugt, raste ich voran. »Bin ich dir zu langsam?«

Es war wie bei dem Witz mit dem Schutzblech, doch zum Glück konnten wir das Missverständnis aufklären. Schrat schaffte es aufzuholen und seine Frage japsend zu wiederholen.

Ich drosselte sofort das Tempo: »Ich dachte, ich sei dir zu langsam.«

»Keineswegs«, sagte er. »Ich komme kaum hinterher.« Ich richtete mich auf, passte mich Schrats Geschwindigkeit an, und geruhsam fuhren wir nebeneinander weiter.

Ich bin durchdrungen von dem Gefühl, schnell sein zu müssen. Ich denke, das werde von mir erwartet. Eile tut

not. Schnelligkeit ist Effizienz. Wer rasch arbeitet, ist früher fertig. Die Ersten werden die Besten sein. Sogar bei der Planung von Berufs- oder gar Ferienreisen lege ich es darauf an, möglichst bald nach der Abfahrt auch schon am Ziel zu sein. Bloß nicht zu lange unterwegs sein, um Himmels willen nicht zu spät kommen. Pünktlichkeit geht über alles.

Woher kommt dieser Wahn? Ist es sinnloser Leistungsdruck? Eine Art Kampf Stimmung, in die ich als Freiberuflerin unbewusst geraten bin? Ist es Existenzangst? Am Ende kommt die Anspannung gar nicht von außen, sondern ist eine Art innerer Gehorsam? Vielleicht habe ich es geerbt? Ein Teil meiner Familie hat im Zweiten Weltkrieg alles verloren und musste fliehen. Viele Flüchtlinge blieben ihr Leben lang der festen Überzeugung, ihr Geld würde prinzipiell nicht reichen, sie würden nie wieder auf einen grünen Zweig kommen. Entsprechend erzogen sie ihre Kinder. Steckt mir das vielleicht in den Knochen? Davon müsste man sich doch am allerleichtesten verabschieden können.

Leider ist es nicht nur ein individuell bestimmter, innerer Drang, der uns zur Schnelligkeit antreibt. Der Druck kommt von allen Seiten. Und er wächst täglich. Fast jeder hat heute ein Faxgerät, Internetzugang und mobile Telefone zur Verfügung, wir können schnell miteinander kommunizieren, von nahezu jedem Ort der Welt in Sekunden mit fast jedem anderen Ort der Welt Kontakt aufnehmen und uns mühelos über alles informieren. Wir können uns rasch von einer Stadt in die nächste bewegen, haben zu Hause Gefrierschränke, Mikrowellen, Fernseher, Video- und DVD-Beamer – können schnell kochen, schnell essen, uns schnell und unmittel-

bar ablenken und vergnügen. All das dient einer enormen Zeitersparnis, und jeder von uns müsste jede Menge freie Zeit übrig haben, doch das Gegenteil ist der Fall. Wir kennen alles, nur keine Muße.

Auch die Maßstäbe ändern sich pausenlos. Immer wieder aufs Neue müssen wir uns fragen, ob wir gut in der Zeit liegen oder hinterherhinken. Ich fühle mich, als befände ich mich ständig im Wettkampf, in Konkurrenz zu den anderen und der ganzen Welt. Manchmal denke ich, es seien die Maschinen, mit denen ich es aufzunehmen suche. Als müsste ich schneller als all die Geräte agieren, die mir die Arbeit doch eigentlich abnehmen sollten. Wer schneller ist, ist einfach besser.

Besonders stark fällt die ständige Zunahme an Geschwindigkeit – so banal das klingt – auf der Autobahn auf. Mein Sohn Murkel und meine Tochter Mücke sind inzwischen Schulkinder und haben gelernt, sich unterwegs im Auto gut die Zeit zu vertreiben, doch bis vor wenigen Jahren erwiesen sie sich auf längeren Fahrten noch als unerträglich. Sie schrien und quengelten, gaben maximal eine halbe Stunde lang Ruhe, und es kostete alle Kraft, sie über größere Zeiträume abzulenken und zu unterhalten. Kaum hatten wir die Autobahn erreicht, kam auch schon die Frage, wann wir, bitte schön, endlich ankämen. Angesichts einer Fahrt von Berlin nach München, die auch ohne Stau einige Stunden lang dauert, gehen derlei Geduldsproben schnell an die Substanz. Ich vermied also für einige Jahre solche Reisen und suchte mir Ziele, die nicht so weit entfernt lagen.

Mit der Zeit wurden die Kinder verständiger, hörten unterwegs Geschichten an oder lasen Bücher, und frohgemut wagte ich mich wieder an längere Strecken. Doch